

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 284.

Montag, 6. Dezember

1926.

Die Jagd nach der Braut.

(I. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirosauer.

II.

So sah Robert Brook zum ersten Male auf seinem Platz am Tisch des Chefs der Firma Brook u. Son in dieses Grübeln versunken und blickte von Zeit zu Zeit verstört und schmerzlich hinüber zu dem Sessel des Vaters, der nun für alle Zeiten leerbleiben sollte. Seine Gedanken wanderten, wanderten hinaus in dunkle, unerforschliche Weiten.

Wo war der Vater jetzt? Seine Seele natürlich. Denn der arme Leib war gestern den Flammen übergeben worden. Gab es eine Seele, die weiter lebte und sah und hörte und beobachtete, was ferner auf Erden geschah?

Lange hing Robert diesen Fragen nach. Denn er hatte einen Hang zur Philosophie oder was er so nannte.

Doch dann trat der erste Buchhalter ein und riß den jungen Chef aus seinen schwermütigen Betrachtungen. Er wies ihm die Bilanz der Firma. Sie war katastrophal. Viel schlimmer, als Bob nach den Andeutungen des Verbliebenen vermutet hatte. Viel schlimmer. Die Passiven überragten turmhoch die freilich nicht unbeträchtlichen Aktiven.

„Ich fürchte“, schloß der alte Atkins die bestürzende Bücherschau, „wir werden nun wohl doch den Konkurs anmelden müssen.“

Robert vermochte nicht zu antworten. In der Kehle ballte sich ein rauher Klumpen. Er war sehr blaß geworden. Es dauerte einige Zeit, ehe er hervorpresSEN konnte:

„Danke sehr, lieber Atkins. Ich — bin etwas über- rascht — muß die Situation erst überdenken.“

Der Alte ging klein und gebeugt. Er hatte Brook senior vor den gewagten Spekulationen gewarnt, tapfer und männlich. Doch der Chef hatte in seiner bestritten- den Art gelächelt und vertröstet: „Wir haben immer Glück gehabt, alter Freund. Warum sollte es uns nicht auch diesmal treu bleiben!“

Aber auch dem Verwöhntesten bleibt Fortuna nicht immer treu.

Bobby Brook legte wieder die langen sportgestülhten Beine auf den Schreibtisch und versank abermals in bekümmertes Brüten.

Die Lage war ebenso klar wie vernichtend. Der Konkurs war unvermeidlich ohne einen größeren, sogar sehr großen Kredit. Woher ihn nehmen? Die Banken, mit denen der Vater gearbeitet, hatten schon mehr vor- gestreckt, als sie füglich verantworten konnten, und zu- letzt energisch abgewinkt. Ja, Brook u. Son, eine der angesehensten Firmen im oberen Teile von Manhattan Island, war fertig, absolut. Es war töricht, sich gegen diese ausdringliche Erkenntnis zu sträuben.

Auch alle Folgen waren dem jungen Mann nieder- schmetternd klar: das herrliche Haus an der Riverside Drive, dieses Palais, in dem er geboren worden und seine glückhafte Kindheit und Anabenzeit, sein Jüng- lingsalter und die frohen Tage seiner jungen Mannbar- keit verlebt hatte, dieses kostbare Heim, das der Vater so fanatisch geliebt und mit seinem kenntnisreichen Kunst-

sinn geschmückt und geabelt hatte, dieses Haus, mit allem seinen trauten Erinnerungen und Schätzen fiel mit allem anderen Besitz dem Landhause in Monmouth Beach, den Autos, den Reitpferden, der Yacht, mit allem und jedem in die Masse. Und er, Robert Brook, der verwöhnteste Löwe der Fünften Avenue, war durchaus kein Löwe mehr, sondern ein armer Hund, der sein kümmerliches Futter in den Straßen von New York zu suchen hatte.

Ja, ihm blieb nichts übrig, als im besten Falle eine Stelle als Clerk, als pfennigsuchender Kommiss.

Dem jungen Chef schauderte. Er zog die Beine vom Schreibtische, in dem dunklen Gefühle, daß ihm eine derart anmaßende Stellung nicht mehr zukomme, und begann, gebeugten Hauptes die Weite des Kontors zu durchwandern.

Durch die offenen Fenster drang der Lärm der Albany Street bis herauf in das vierzehnte Stockwerk, in dem die Bureaus von Brook u. Son lagen. Er trat an ein Fenster und blickte hinab auf das geschäftige Arbeitsgewühl der Hochbahnen, Kraftwagen und Menschen.

„In diesem Strom werde ich versinken“, dachte er trauerumfungen, „in diesem verzweifeltsten Hasten nach dem notdürftigsten Lebensunterhalt.“

Er wandte sich ab von dem tiefen Tal der wilden Jagd nach dem täglichen Brot und durchmaß wieder das Zimmer. Eine Scham überrieselte ihn. Keiner von all den Leuten, mit denen er getanzt und gesportet hatte, würde ihn in Zukunft kennen. Alle würden sie den Bankrotteur in verächtlicher Scheu meiden, alle die Mädchen, mit denen er geflirtet und geküßt hatte, alle die „Freunde“, die mit ihm Golf und Polo und Hockey gespielt haben, alle die Väter und Mütter, in deren schmutzen Häusern er ein begehrter Gast gewesen war. Alles war vorbei. Ein Ausgestoßener würde er sein, ein Verfemter, Schiffbrüchiger des Lebens der oberen Fünf- tausend von New York.

Inmitten des Privatkontors blieb er stehen, blickte sich verzagt und kleinmütig um und erschien sich arg be- dauernswert. Und da stieg eine leise, anklagende Ver- bitterung in ihm auf gegen den Vater, dessen allzukühne letzte Unternehmungen ihn in dieses verhängnisvolles Chaos geschleudert hatten. Doch mit Erschrecken und Entsetzen fast wehrte er sich gegen diese unindliche Empfindung. Nein, nein, der Vater trug keine Schuld! Er hatte nur das Beste gewollt. Und wenn ihn nicht ein rascher Tod unvorbereitet hinweggerafft hätte, wäre diese Katastrophe niemals über die Firma herein- gebrochen. Der Vater hätte sicher Mittel und Wege gefunden. —

Da gedachte Bobby Brook zum ersten Male seit jener Nacht eindringlich des letzten Gesprächs, das der Vater mit ihm geführt hatte. Seit er am nächsten Morgen von dem Diener mit der Schreckenskunde geweckt worden war, der Herr liege tot in seinem Bette, hatte er in den überstürzenden trauervollen Ereignissen nicht mehr Zeit, Muße und Sammlung gefunden, ernsthaft an diese letzte Erörterung zu denken.

Nest erst überfiel ihn die Erinnerung daran, daß auch der Vater seinen anderen Ausweg aus dem Zusammenbruch gesucht hatte als — die Ehe mit — Graulein Ronald.

„Ja“, sann Robert, „und ich habe ihm versprochen, die Tochter des alten Jeremias zu heiraten.“

Freilich hatte er dieser letzten Ausflucht aus der Bedrängnis nur zugestimmt, den Vater zu retten, ihm die Sorgen von den schwer belasteten Schultern zu nehmen. Dieser Grund war nun entfallen, traurig entfallen. Aber entfallen, ein für allemal.

Denn das war ihm klar: das Opfer, das er bereitwillig dem Vater bringen wollte, konnte er nicht zu seinem Nutzen bringen. Ein Mädchen heiraten, das er nicht liebte, das er nicht einmal kannte?! Ausgeschlossen. Völlig unmöglich! Das war unwürdig — das war gemein. Heiraten, bloß um nicht in dem Strudel dort unten in Albany Street zu versinken! Bloß, weil er nicht wie die Millionen anderer um sein tägliches Brot ringen wollte! Sich gewissermaßen verkaufen! Die Liebe, dieses Höchste des Lebens, entheiligen! Niemals.

Mit stolzen, entschlossenen, mannhaften Schritten durchquerte Bobby das Zimmer.

Damals war der Entschluß ein heroisches, pietätvolles Opfer gewesen. Heute war er — Feigheit — erbärmliche Feigheit vor dem Leben und der Arbeit — weiter nichts.

Noch allmählich wurden seine Schritte weniger fest und heldenhaft.

Robert Broof war ein Mensch wie alle anderen und huldigte der allzumenschlichen Ansicht, daß ein Dasein auf den materiellen Höhen des Lebens erstrebenswerter ist als ein Hinmühen in den Niederungen der Not und Armut. Wer sich dazu berufen fühlt, werse ruhig faustdicke Steine auf ihn. Doch er war nun einmal dieser höchstpersönlichen Meinung. Seine Seelengröße schwand ihm gründlich.

Die Bitternis, die sich vor ihm öffnete, erschien ihm plötzlich sehr wenig verlockend. Es dünkte ihn nicht der Gipfel irdischer Glückseligkeit, von früh bis abends für kärglichen Lohn in einem muffigen Bureauarabe zu schuften und nach getaner Arbeit in ein schäbiges, möbliertes Zimmer zu einem fragwürdigen Nachtmahle heimzukehren, das er für wenige Cents aus dem Heimweg erstand. Es erstarrte ihm nicht als letztes Ziel seiner Wünsche, auf alles das zu verzichten, was ihn bisher an Luxus und Verwöhnung umgeben hatte. Es war nicht seine heißgeheißelte Sehnsucht, vom Olymp der oberen Tausende in den Tartarus der Millionen Entertenten zu versinken. Durchaus nicht.

Doch diese Weltanschauung gestand er sich nicht ohne weiteres ein. Man verliert — selbst in lichtlosen Augenblicken des Erdenwallens — nicht gern seine Selbstachtung. Nur soviel war ihm natürlich über jeden Zweifel erhaben, daß er niemals die Gesinnungslosigkeit begehen würde, ein nie gesehenes, ungeliebtes Mädchen für sich als Rettungstau zu benutzen. Niemals.

Doch unabweisbare Pflichten forderten von ihm einen blindigen Entschluß. Wußte man wirklich so genau, daß die Seelen der Entschlafenen nicht doch ihre Lieben beobachten und betreuen? Durfte er die Manen des Vaters — ja — geradezu betrügen?! Hatte er ihm nicht versprochen, dem Gedanken einer Ehe mit der Tochter des alten Ronald näherzutreten — sogar sehr nahe?! Hatte er nicht sein verpfändetes Wort ohne nützliche Winkelzüge einzulösen?! Durfte er dem Gedächtnis dieses liebevollen Vaters den Mafel anheften, daß sein Lebenswerk in Konkurs stürzte? War es nicht geradezu ein Vermächtnis des treuen Verblichenen, das er zu erfüllen hatte?! Unbedingt, ohne Zaudern, ohne Rücksicht auf seine eigenen Gefühle und Hemmungen!

Noch keine Viertelstunde intensiver Gedankenfülle war verstrichen, bis Robert Broof sich als Märtyrer dieses letzten Willens seines Vaters fühlte. Vielleicht als ein beklagenswerter, aber durch nichts loszusprechender Märtyrer dieses gebietenden letzten väterlichen Wunsches, der kindlichen Gehorsam forderte.

Mit dem wohlthuenden Empfinden schwerster Pflichterfüllung griff der Testamentsvollstrecker zur Feder.

(Fortsetzung folgt.)

Der Loisl kauft einen Hut.

Von Wilhelmine Wollmeier.

Der Loisl war ein Geiziger. Mit seinen Kleidern sah es elend genug aus, da er sie nur einmal in zehn Jahren durch neue eretzte und das alte Zeug trug, bis es ihm vom Leibe fiel. Aber mit dem Hute ging es doch nicht mehr weiter, der war nur noch eine Krümpe mit einer Krume oben. — Eines Tages bat der Selcher Krattl den Loisl, auf den Jahrmarkt mitzukommen. Er wollte Schweine laufen und brauchte jemand, der ihm beim Verladen half. So fuhr der Loisl mit dem Selcher und dessen Frau in dem großen Wagen zum Jahrmarkt. Der Selcher war fett, autmütig und immer durstig; hinter dem Rücken seiner Frau schielte er nach allen Wirtshäusern. Die Selcherin war ein Mordsweib, groß und rund wie ein Ausfichtsturm. Das Geld, das der Selcher hatte, war von ihr in die Ehe mitgebracht worden; das spürte er auch täglich. Die Frau wollte am Nachmittag mit der ersten Ladung heimfahren und dann den Wagen mit dem Loisl zurückführen. — Während der Selcher und sein Weib auf den Viehmarkt gingen, schlenderte der Loisl auf dem Jahrmarkt herum. Da stand auch ein Huthändler. Die schönsten Filzdeckel konnte man bekommen: stramme Formen, breite, giftgrüne Bänder, stolze Spielbahnebern. Der Loisl hätte schon gern einen Hut gehabt, wenn er nur umsonst gewesen wäre. Er stand und schaute; als der Händler ihn bemerkte, tat er so, als ob er gar nicht zu kaufen beabsichtige. Der Händler wollte gern ein Geschäft machen. Er knüpfte ein Gespräch an: „Mit woas du umanand gehst, is a Schand! Dös is ja la Huat nit, dös schaut aus war ganz woas andres!“ Der Loisl wollte nicht zugeben, daß für ihn schon eine dringende Notwendigkeit für diese Ausgabe bestand; er sagte schlaun: „Dobooam hängt noch a feiner, neicher Huat!“ — „Probier'n könntst den da schon!“ meinte der Händler vorwollend und hielt ihm einen Hut mit grünem Bande hin. Er sah ausgezeichnet. „Woas soll i denn damit?“ fragte der Loisl unter dem neuen Hute. — „Is ja nit teuer!“ versicherte der Händler. — „Mei Brudra hat attrat an solchenen Schädl wiar i, für den kunnst i den Huat kauf'n,“ meinte der Loisl nachdenklich. „Und wann i ehm nit kauf, is 's aa recht. Goar so schnell brauchst er lan reich'n Huat!“ Der Händler wurde stiftig: „Daß 's bleib'n!“, nahm ihm den Hut vom Kopfe und legte ihn auf den Budentisch zurück. Der Loisl främte in der Tasche und legte drei Viertel des geforderten Betrages neben den Hut, den er auch gleich mit der freien Hand packte. Aber der Händler schüttelte den Kopf und sahte den Hut von der anderen Seite an. „Nix wird a'a'handelt! Woas moanst denn? I wer' draufhab'n bei dem Geschäft?“ Der Loisl meinte ruhig: „No, i brauch' ehm ja nit,“ und streckte die Hand wieder nach seinem Gelde aus. Dem Händler tat es leid. Sie wurden einig. — Da kam auch schon ein neuer Käufer, der Selcher, der auch einen Hut brauchte. Der Loisl sah es als Pflaster an, den mit so einem Hute, wie ihn der Krattl auf dem Kopfe hatte, wäre er selbst noch fünf Jahre herumgestiegen. Die Frau war auch dabei. Sie war überhaupt bei allem dabei, das Mannweib. — Der Loisl und der Selcher hatten jetzt beide dieselben neuen Hüte, wie Zwillinge standen sie nebeneinander. Der Selcher hatte eigentlich eine andere Form gewollt; aber die Frau hatte ihm diese bestimmt. — Am Nachmittag wurde ein Teil der gekauften Schweine verladen. Der Loisl fuhr mit der Selcherin und sollte den Wagen zurückbringen. Vom Wagen hinunter gab die Selcherin ihrem Manne noch strenge Verhaltensmaßregeln, deren oberste lautete: „Kumm nit a'wat hoam und lauf nit!“ Dem Loisl schenkte sie den alten Hut des Selchers. Damit glaubte sie ihn für seine Kutscher- und Verladendienste hinreichend belohnt. Der Loisl sagte nicht mehr; der Selcher würde ihm schon noch geben, was er verlangte. Gegen Abend kam er mit dem Wagen und neuem Vorspann zurück. Er fand den Selcher schon stoffbegeistert, lud ihn mitamt den Schweinen auf und fuhr los. „I möcht' der nit sein, der heut abend zu dein Weib hoamkummt!“ lachte er. — „I möcht' am liebsten aa nit derjenige sein!“ meinte der Selcher, der auf seinem Stube schwankte. Ein Stück des Weges war steil und schmal. Die beiden mußten absteigen und gehen. Der Loisl führte die Pferde. Der Selcher wadelte hinter dem Wagen drein. Die Räder ratterten, und der Loisl mußte auf den Weg achtgeben; um den Selcher kümmerte er sich nicht. Jetzt war der Wagen endlich über die schwerste Stelle hinweg. Da bemerkte der Loisl, daß der Selcher nicht nachkam. Es war schon dunkel, die Wagenlaternen gaben nur schwaches Licht. Der Loisl rief: „Soho, Krattl, wo bist?“ Keine Antwort. Er nahm eine Wagenlaterne und lief den Weg zurück. Da lag der Selcher im tiefen Graben und schnarchte. Der Loisl rüttelte ihn wach. Widerwillig stand er auf. Das war nicht leicht. „Na also, schnell, ob'n steht der Wagen alloan!“ mahnte der Loisl. Müde torkelte der Selcher mit. Der Loisl zog ihn auf

den Rasthof hinauf. „Du schau! aus!“ So rief er dem Dorfe zu, das mehr und mehr der Selcher an sein Weib dachte. Der Loisl wußte, was den da drühte, und rief: „Geh! halt ohne Licht in die Kammer ein und gib dein Rod in der Fruah heim! der Magd, die büßet ehm aus, und 's Weib weiß von nix!“ — „Ja, ja,“ murmelte der Selcher mit schwerer Zunge und griff sich auf den Kopf. Da fehlte der neue Hut. „Mei Suat!“ Der Selcher wurde ganz lebendig. — „Wo hast ehm denn?“ fragte der Loisl. — „Woas woas il Wellecht hint' bei d' Schwein?“ Der Loisl, nicht faul, drehte sich um, nahm die Wagenlaterne und leuchtete in das Innere des Wagens, wo sich die rosige Ladung drängte. „Nix is da! Der wird im Grab'n im Kot steck'n. Der is hin! Den kunnst jetzt nit amal i tras'n.“ — Der Selcher war verzweifelt. „I kann ohne Suat nit boamm, 's Weib macht mir d' Höll! Du, Loisl, verkauf mir dein Suat!“ — „Könnst' mir einfall'n! Wo nimmst denn i an andern her?“ — „Dast ja mein all'n kragt!“ — „Glaubst, i lauf' mit dein all'n ummi und du mit mein noblischen? Wo nimm i an neichen her? Übers Joahr is erst wieder Joahrmart, und aus'm Dorf aui kumm i nit so a' schwind!“ — „I zahl' ehm dir guat, mehr als er di a'loft hat!“ versicherte der Selcher. — „Am wieviel mehr?“ erkundigte sich der Loisl lachlich. Der Selcher war großzügig. Da der Loisl dem verlockenden Angebote nicht widerstand, drückte er ihm auch gleich das Geld in die Hand. Der Loisl nahm den Hut vom Kopfe und küßte ihn dem Selcher auf. — So hatte der geizige Loisl noch einen ganz brauchbaren alten Hut und bar verdientes Geld vom Jahrmart mitgebracht.

Nächtliche Gäste in den Tropen.

Aber den Teepflanzen und dem schwarzen Dickicht des javanischen Urwaldes stehen unbeweglich die dicken Nebel des abendlichen Gewitters, die brennenden Wolkenberge veralglimmen in fahles Blau. — Und während die tintige Finsternis der Tropennacht fast ohne Dämmerung einfällt, beginnt draußen schon das tausendstimmige, ohrenbetäubende, schrille Konzert des Dschungels:

Diese Baumfrösche quaken im tiefsten Bass um die Wette, die großen Seuschreden zirpen wie Mandolinen, Zikaden rollen, riesige Grillen furren wie metallene Spinnräder, dazwischen behere Schreie der Nachtvögel, die sich aus dieser Fröhlichkeit ihren Fröhlichkeit nicht ohne Dämmerung einfallt, beginnt draußen schon das tausendstimmige, ohrenbetäubende, schrille Konzert des Dschungels:

Ab und zu verstummt der Lärm wie auf Verabredung — irgendwo wurden eilige Sänger verpfist — dann leben ein paar kräftige Stimmen wieder ein und der Chor der Hunderttausend beginnt weiter die Freude des Erlebens dieser Nacht.

Aber auch in dem lustigen Zimmer wird es jetzt lebendig und zartnervige europäische Damen hätten Gelegenheit, sich die berühmte Mäusefurcht abzugewöhnen.

An den Bastwänden und der Zimmerdecke ein Rascheln — die kleinen fingerlangen, bläulich-schwarzen Eidechsen verlassen ihre Tagesverstecke in den Palmblättern des Daches und stürzen sich pflösend auf die durch das Lampenlicht angelockten Schwärme von Insekten und Schmetterlingen, auch größere Eidechsen tauchen auf — unter ihnen ein mächtiger Toke, der selbstbewußt mit seiner kräftigen Stimme, die dem Knurren eines Hundes ähnelt, seine Ankunft verkündet, jedoch trotz seiner Reizbarkeit ein harmloses Tier ist.

Eidechsen und ein Hund nagender Mäuse sind nur des Vorworts dieser nächtlichen Invasionen.

Schon marschieren Termiten auf, die erditterten Feinde aller Balken, Möbel und Bilderrahmen, mit ihnen Schwärme von winzigen, grauen Ameisen, brummende Käfer aller Größen, darunter wahre Riesen der Insektenwelt, stoßen gegen das Licht, herrliche Exemplare tropischer Nachschmetterlinge taumeln herum, stürzen sich mit Ameisen und Moskito in die letzten Reste von Anis, Wermuth und Gin, füllen die Gläser in einer Viertelstunde. Kleine und große Wassermansien kriechen herein, Zimmerzwaben kommen aus ihren Löchern und während die Eidechsen unter diesem Tierzeug wüten, kriecht eine riesige, schwarze Spinne, deren Biß gefährlich werden kann, von der Wand herab und wird trotz erditterter Gegenwehr, wobei sie regelrecht um sich pflückt, aus dem Räuberleben befördert. Kleine Storpione und flatternde Fledermäuse ergänzen die Menagerie und füllen unerfättlich ihren Magen.

Aber diese tolle Orgie des Fressens und Gefressenwerdens geht auch weiter, wenn das Licht verflöscht ist. Noch immer ist das leise Schmatzen der Eidechsen hörbar, die ihre fetten Schmetterlinge schlucken. Fledermäuse stoßen gegen das Moskitonez und der Hauslater „Zupo“ sitzt lautlos auf der Lauer.

Draußen wird das nächtliche Konzert des Urwaldes gegen Mitternacht stiller, aber auch dort wird weiter gemordet: Fern der Schrei eines Panthers — vor dem Fenster das kurze Quieten einer Ratte, die von der Rattenfischlange gefaßt ist, Krachen von Ästen, der jämmerliche Schrei eines Vogels.

Die Erinnerung an die klare Stille der deutschen Nacht ist hier wie ein Traum: Heiße Gerüche von Blüten, Moder und Verwesung strömen herein, in dem Dunkel ist etwas Fieberndes und Atemloses, die ungeheure, kraftüberladene Natur des Äquators kennt auch in der Nacht keine Ruhe.

Bo. Jo.

Die schönste Blüte.*)

(Eine ungarische Ballade.)

Duftend am Weizenfeld
Dreierlei Blüten steh'n:
Sagt des Weizens Blüte
Stolz zu beiden andern:

Schön wie ich, gut wie ich, ist von euch doch keine;
Meine Früchte ehrt man, trägt sie gar zur Kirche,
Und die Menschen sagen: Seht den Leib des Herrn!

Drauf des edlen Weinstocks zarte Blüte redet:
Schön wie ich, gut wie ich, ist von euch doch keine;
Meine Früchte ehrt man, bringt sie in die Kirche,
Giebt in heil'ge Kelche dann den Saft der Trauben,
Und die Menschen sagen: Seht das Blut des Herrn!

Drauf gewürzhaft duftend sagt die schöne Nelke:
Schön wie ich, gut wie ich, ist von euch doch keine;
Jungfrau, schöne Mädchen, kommen mich zu pflücken,
Binden mich zu Sträußen, tragen mich zur Kirche,
Steden mich dem Liebsten lachend an den Hut!

*) Aus dem Joeben im Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin W. 10, erschienenen Bande „Ungarische Balladen“.

*** Weihnachts-Büchertisch ***

Romane, Novellen, Erzählungen.

Joseph v. Rauff schrieb auch in diesem Jahr einen Roman vom Niederrhein: „Der Prediger von Aldeker“ (G. Grotesche Verlagbuchhandlung, Berlin). Der unerforschliche Erzähler weiß auch diesmal wieder Gestalten und Charaktere von eigenwilligem Gepräge liebenswertig zu schildern und eine feste Affäre mit der gewohnten humorvollen Frische und graziösen Bonhomie vorzutragen. — Schwerer ist der Stoff eines andern von uns besonders geschätzten Erzählers. Von Hans Grimm, bekannt durch seine „Südafrikanischen Novellen“, dem „Gang durch den Sand“ und die unerhörte plastisch erzählte „Olewegan Saga“, liest ein zweibändiger Roman „Voll ohne Raum“ (Verlag von Albert Langen, München) vor. Diese Geschichte von Cornelius Friedbott, dem Weserländer Bauernjungen, dem Burenkämpfer, Farmer und Wanderredner von der deutschen Rot, enthält die leukste, süßeste deutsche Liebesgeschichte seit Hartmann von der Aue — und gleichzeitig das Bitterste an Selbstkenntnis und an Erkenntnis des deutschen

Schicksals, am Leidensweg eines Auslandsdeutschen im Kriege und nach dem Kriege geschildert. — Von Walter v. Kummel, unseren Lesern durch manchen Beitrag in der Unterhaltungsbeilage bekannt, erschien der Roman „Kurassiere“ (Verlag Knorr und Hirth, G. m. b. H., München). In der warmherzigen Schilderung des Garnisonlebens in einer bayerischen Stadt zur Biedermeierzeit spürt er mit fast chronikartiger Gewissenhaftigkeit den Lebensschicksalen seiner Personen nach und entrollt in epischer Breite ein prächtiges Bild geruchsaften Kasernenlebens. — Mit dem Wort Dämonie wird heute oft Mißbrauch getrieben. In dem Roman „Der Rainsgrund“ von Axel Lübbe (F. Engelhorn Verlag, Stuttgart) ist es am Platze. In bildhaft origineller Sprache entwirrt Lübbe die tragischen, erschütternden Vorgänge aus den heillosen Untergründen der handelnden Personen. Mit künstlerischen Mitteln erreichte Spannung zittert durch das ganze Buch. — Hermann Horns bester deutscher Seeroman: „Die Mannschaft des Aeolus“ erschien neu herausgegeben im Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag,

W. u. d. D. Versteht. Dort erstrahlt spannend und auf. Ganz unbekannt und furchtbar er zu Werte und läßt vor uns eine unbekante Welt mit eigenartigen Tugenden und Lasten entstehen, deren Schicksal uns einfüßt und mitreißt. — Zwei hübsch ausgestattete Bändchen: „Der Ruf des Herzens“ und „Aus Affisis großen Tagen“ (Friedrich Reinhardt in Basel), enthalten eine Auswahl der besten Erzählungen Helene Christallers. „Der Ruf des Herzens“ enthält farbenfrohe Erzählungen aus dem Schwarzwald. Im zweiten Bändchen „Aus Affisis großen Tagen“ wendet sich die Dichterin der Legende zu. — Der Bremer Dichter Karl Verbs hat die Literatur der Kunstanekdote um einen neuen Band bereichert. Die Sammlung, die er jetzt durch den Bühnenvolksbundesverlag (Berlin, SW. 68) vorlegt und die den Titel „Die Wette gegen Unbekannt“ trägt, enthält kleine Begebnisse aus dem Werttag des Bremer Kaufmannsstandes und aus dem Leben der engen Gesellschaft einer norddeutschen Kleinstadt. Der vollstimmliche Gehalt und die geläuterte Form werden dem Buche Eingang sowohl in die Kreise der literarischen Feinschmecker wie in die des einfachen Mannes verschaffen. — Gustav Kohnes Scharnhorst-Trilogie hat mit dem soeben erschienenen „Heldenleben“, einem Scharnhorst-Roman (Dr. Wilhelm Grunow, Leipzig), ihren Abschluß gefunden. Kohn weiß der Größe und Tragik seines Helden mit scharfschneidender Darstellung nahe zu kommen und ohne Schönfärberei um Sentimentalität als vorbildlichen Willens- und Tatenmenschen hinzuzustellen. — Ein Marine-Roman, der Ruhm und Untergang der deutschen Kriegsschiffe in einer spannenden Erzählung von Menschen-schicksalen in Freud und Leid, Geben und Bösen, Hoffen und Borgen, bei plastischer Zeichnung der Hauptpersonen schildert, ist Helmuth Lorenz: „Die verunkelte Flotte“ (Karl W. Barner, Berlin W. 9). — „Vollberths Tat.“ Eine Weltenschau, Roman von Paul Schulse-Berg-hof (Dresden, Lehmannsche Verlagshandlung). Vollberths Lebenskampf geht um des deutschen Volkes Seele; sie verkörpert er als Persönlichkeit in Wort und Tat, für sie steht und fällt er, stehend im Sterben als Schwerdtträger des christlich-sarabustischen Heliandgeistes. — In dem Roman „Das Reb Luzifers“ von Otto Pietzsch (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig) sind die aufregenden Ereignisse der Juni- und Zusage 1914 mit gewaltigem Griff erfasst und gestaltet. Petersburg ist der Schauplatz. Von unvergleichlichem Reiz ist die Schilderung der Petersburger Gesellschaft. Hineinverwoben in das politische Geschehen ist eine leidenschaftliche Liebesgeschichte. — Joseph Hammer weiß in einer Geschichte aus dem Morgenland: „Der Prophet und die Liebe“ (J. Michael Müller Verlag, München) einen interessanten Stoff mit orientalischer Bildhaftigkeit und dichterischem Schwung sehr effektiv vorzutragen. — Arnold Bennets „Geschichten aus fünf Städten“ (Gustav Kriepenbeuer, Verlag, Potsdam) sind humorvolle Skizzen, deren unübertreffliche Komik die Übersetzung Bruno Glasers sehr wirkungsvoll wiedergibt. — Georges Duhamels „Prinz Dschaffar“ (Rotapfel-Verlag, Zürich) führt uns nach Tunis. Duhamel kennt, was er schildert. Schwarze, weiße, braune Menschen wirbeln durcheinander. Er weiß um ihre Freuden, ihre Nöte und Sünden. Wundervoll plastisch erstebt auch die Landschaft vor uns; Wüste, Dase, Steppe und Meer.

Märchen und Bilderbücher.

Märchen und Bilder, neuartig und reizvoll, vereint das prächtige Märchenbilderbuch: „Die Fahrt ins Sterneland“ (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart), das vier Märchen von Toni Rothmund, Gisela Holz, Hermine Hanel, Sofie Reinheimer, sechs ganzseitige und zehn Bilder im Text, sämtlich mehrfarbig, von Paul See, Karl Mühlmeister, Gustav Traub bringt. Dem Druck des Textes in großer klarer Schrift und der Wiedergabe der Bilder ist ebenso große Sorgfalt zugewendet wie dem wirkungsvollen Einband. — Geschichten für große und kleine Kinder enthält Adalbert Zoellners „Zwölf Zwerge und ihr König“, mit zwölf farbigen Bildern von Prof. Paul Lothar Müller. (Verlag Braun und Schneider in München.) Ein Kinder-, Blumen- und Tierfreund hat es geschrieben. Darum sind es nicht nur hübsche Erzählungen, sie tragen auch dazu bei, dem Kinde Augen und Herz für Pflanze und Tier zu öffnen, es liebevoll und behutsam zu stimmen. — In Ernst Kneidolfs „Lenzgegend“ (Rotapfel-Verlag, Zürich) tut sich dem Kinde eine reichbewegte, flügelnde, schwärmende, summende Welt auf, voll Jubel und Sommerlust. Aber die tiefe Gleichnisraft dieser Bilder und Gedichte ist so stark, daß diese noch dem Erwach-

senen zum eigentlichen Erlebnis werden können. Seltene sind Bilder und Gedichte, oft ganz vollstimmlich, immer aber warm und lebensnah. Dieses Buch hat die Kraft, mit dem wachsenden Kinde zu wachsen; es schenkt dem reiferen Verstehen neue Schönheiten und zuvor verborgene Wahrheiten. Die Blätter sind sämtlich vollendet reproduziert. — „Franks Spieltrube“ ist eine unerschöpfliche Fundgrube von neuen Spielen, Klebarbeiten, Aufstellfiguren, Ausnäh- und Anmalbildern, Zergärten und anderen Beschäftigungsvorlagen. Fünfzig solcher lustiger Dinge in einem Buch. (Frankische Verlagshandlung, Stuttgart.) Alles hübsch gezeichnet, ganz, wie es das Kind liebt, und in gutem Offset wiedergegeben. Für Kindergärten und Kleinkinderschulen wird es als Helfer und Ratgeber dienen, denn es ist etwas Originelles zur Selbstbeschäftigung der heranwachsenden Jugend. Das Quartformat ermöglicht eine genügende Größe der Figuren. — Die im vorigen Jahr mit großem Beifall begrüßte Neuausgabe der altberühmten „Münchener Bilderbogen“ (Verlag Braun und Schneider in München) wird mit Band 4 und 5 fortgesetzt. Diese Auswahl, in der der Geist von Wilhelm Buch wieder lebendig wird, wird in ihrer neuen künstlerischen Aufmachung und dem durchweg heiteren Inhalt bei Kindern und solchen Eltern, die mit ihren Kindern leben, gleich herzliches Lachen hervorrufen. — A. Linsmayers „Der gute Schuhmann“ ist ein Verkehrsbilderbuch mit farbigen Bildern von Wolfgang Wagner. (Verlag Braun und Schneider in München.) Der Grundgedanke dieses schönen Bilderbuches ist, in spielerischer Weise das Vertrauen in die Güter der Ordnung zu stärken und die Gefahren zu erkennen. Es erfüllt also einen doppelten Zweck, den der Belehrung und der lustigen Unterhaltung. — Den gleichen Zweck verfolgt auch „Hänschen, gib acht!“ Die Gefahren der Straße. Verse von Peter Paul, Bilder von Willi Bode. (Bruno Willems Verlag, Hannover.) Es zeigt durch verständliche Verse mit unterhaltenden Bildern, wie Straßenunfälle nach Möglichkeit zu vermeiden sind. — „Willibalds Reise nach Afrika“ Verse von Peter Paul, mit 24 farbigen Bildern von Paul Simmel. (Bruno Willems Verlag, Hannover.) Diese lustigen Verse mit den noch fröhlicheren Bildern werden bei jung und alt eine heile Freude hervorrufen. — Ein „Kalender der Kinderwelt“ für das Jahr 1927, der im Verlag von Emil Pinaud und Co., Leipzig G. 1, erscheint und mit zahlreichen farbigen Bildern ein Kalendarium, Märchen, Erzählungen, Gedichte, Scherze, Preisrätsel usw. enthält, wird Kindern im Alter von 8 bis 12 Jahren viel Freude bereiten.

Wiesbadener Volksbücher.

Mit den noch rechtzeitig für den Weihnachtstisch erschienenen drei neuen Bänden der Wiesbadener Volksbücher ist der alte ansehnliche Bestand von 200 Nummern nunmehr überschritten und gerade Heft 201: „Der Obriß“ von August Sperl (Wiesbaden, Limbarts-Bonn) enthält eine Erzählung, die ihrer großen Bedeutung wegen besondere Würdigung verdient. Man weiß, daß dieser am 7. April 1926 verstorbene bayerische Archivbeamte zu den begabtesten Erzählern der älteren Generation gehörte. In seiner Meister-novelle „Der Obriß“, von der wir hoffen, daß sie den ihr gebührenden Ehrenplatz in unserm Schrifttum sich noch erwerben wird, mischen sich Menschliches und Unmenschliches, Daß und Güte, Gewalt und Treue, wie sie eine aus den sittlichen Tugenden gegangene Zeit mit sich führen mag. — Das nächste Heft von Wilhelm Schmidtbönn: „Die Letzte. — Nur noch Drei“ (Nr. 202), bringt zwei rheinische Geschichten von diesem Autor, der kürzlich auf 50 Lebensjahre zurückschauen konnte. Bekanntlich nimmt sich der Dichter mit Vorliebe der vom Schicksal Enterbten und an die Wandgedrückten an, er stellt ihre sozialen und menschlichen Nöte dar und zeigt, welcher Kern von Pflichttreue und Herzens-tat oftmals unter der rauhen Hülle verborgen ist. — Mit dem folgenden Heft von Clemens Brentano: „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ (Nr. 203), lösen die Wiesbadener Volksbücher eine alte Ehrenschuld ein, denn es kann für keinen Kenner zweifelhaft sein, daß diese ernste und ergreifendste aller deutschen Dorfserzählungen einer Sammlung, die alles und neues Literaturgut gleichmäßig umfassen will, schon längst hätte eingereicht werden sollen. Neben Brentanos Fragment der „Chronika eines fahrenden Schülers“ ist die kleine Dichtung das beste Prosawerk des Autors, das übrigens in dem Leben Brentanos einen Wendepunkt bedeutet: sie entstand in der Zeit der Umkehr, da Brentano sich zur Weltabsage entschloß und aller Schriftstellerei für Ruhm und Ehre entsagte.